

Evangelisch sprechen lernen

1 Feststellungen und Festschreibungen

Es könnte ein Lehrstück für die Evangelische Kirche sein: Am 6. Juli 2006 berichteten die Zeitungen nach dem Ausscheiden der Deutschen Fußballnationalmannschaft im Halbfinale der Fußball-WM breit über den neuen Optimismus, den der in Fachkreisen anfangs viel geschmähte Bundestrainer, der Württemberger Jürgen Klinsmann, ausstrahle, selbst in der Niederlage sei die deutsche Nationalmannschaft gewachsen! Wendete der Leser das Blatt, so las er folgende Schlagzeile: „Zahl der Kirchenmitglieder sinkt um ein Drittel“. Der Bericht über das neueste Impuls-Papier der EKD „Kirche der Freiheit“ bot einen scharfen Kontrast zur euphorischen Sportberichterstattung: Die evangelische Kirche sammelt Daten über Rückgang an Menschen und Mitteln (bis 2030 = sechs Weltmeisterschaften), das DFB-Team strotzt vor Selbstbewusstsein auf schmaler personeller Basis, entflammt durch ein persönliches Charisma, eine auf Kompetenz gestützte Unbeirrbarkeit der Zielsetzung und eine klare Aufgabe: Erfolg im Wettkampf!

Selbst wenn man die in letzter Zeit seltener anzutreffende Häme einiger Journalisten bei der Berichterstattung über „Kirche“ gelassen in Rechnung stellt, so muss man doch nach Lektüre des Impuls-Papiers bemerken, dass der Rat der EKD eine Lagebeschreibung voller Bedenkllichkeiten mit der Aufzählung von „Chancen“ zusammengestellt hat, der schon in seiner sprachlichen Gestalt keine Spielräume öffnet. Das Problem besteht offenkundig nicht in der einen oder anderen Beschreibung der kirchlichen Lage, sondern im Charakter dieses Papiers als eines *Feststellungs*-Dokuments. Es können von einem solchen Papier gar keine Prozesse in Bewegung gebracht oder initiiert werden; das alte Schema von Diagnose und Verordnung von Maßnahmen, oft als Vorschläge oder als Zielvorgaben für 2030 formuliert, nicht selten aber auch als (angedrohte) Einschnitte gefasst¹, werden von Visionen ergänzt, die in ihrer Allgemeinheit überfordern.

Wenn ein Berufssportler wie Jürgen Klinsmann – also ein Württemberger, die Kenner wissen, was in Schwaben an religiöser Grundierung aus Generationen gerade auch in Handwerksbetrieben implizit vorhanden ist –, nun, wenn Jürgen Klinsmann eine Institution wie den Deutschen Fußball-

¹ Rat der EKD, Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, Hannover 2006.

bund, der an strukturellen Eigenheiten den Gewerkschaften und Organisationen der EKD durchaus vergleichbar ist, spürbar in Bewegung bringt, so dass die Zeitungen darüber so lebendig berichten, als würde diese Verlebendigung gerade vor den Augen der Journalisten ablaufen, dann stellen sich Fragen:

Wie ist das Verhältnis zwischen der Organisation und der von ihr verwalteten oder gehüteten Idee (Fußball, Religion/Evangelium)? Lässt sich die seit jeher starke Tendenz des Evangeliums, eine bestehende Kultur zu durchdringen und ihr neuen Sinn und neues Leben zu vermitteln, mit einem solchen Impuls-Papier, mit einer Mischung aus Existenzangst und von oben verordneten Maßnahmen zur Genesung der Organisation auch nur von ferne zu treffend erfassen? Diese Fragen zu stellen, heißt, sie zu verneinen.

Man sehnt sich nach der Lektüre des Impuls-Papiers danach, dass Christen in Leitungsämtern mit ihren Lesern „evangelisch“ und nicht „ökonomisch“ reden würden, dass sie den über 25 Millionen „Christenmenschen“ (passim) in Deutschland nicht die Gebrauchsanweisung für eine angeblich moderne Kirche zu „essen“ gäben, sondern den prophetischen Geist des christlichen Glaubens in ihren Buchstaben wehen ließen, der mindestens so viel Gutes und Mutiges über die schwachen Menschen sagt, wie ein guter Fußballtrainer über seine bis dahin gar nicht so ganz gute Mannschaft, so ist z. B. das „Licht der Welt“ doch gerade kein Leuchtturm, sondern hat mit „Verströmen“ und der Wärme eines menschlichen Angesichts zu tun.

Unaufgefordert, aber auch unkritisiert geht die Evangelische Kirche seit den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von *stetem* Reformeifer erfüllt den Irrweg der sozialempirischen, sozialwissenschaftlichen Analyse ihrer eigenen Existenz als Organisation weiter, den sie schon seit dem Anbruch der Moderne beschritten hat²; dafür bietet auch dieses Impuls-Papier wieder drastisches Anschauungsmaterial; man möchte es fast nicht zitieren:

„Die evangelische Kirche in Deutschland steht vor großen Herausforderungen: Demographische Umbrüche, finanzielle Einbußen, die Spätfolgen zurückliegender Austrittswellen, hohe Arbeitslosigkeit, globalisierter Wettbewerb sind gesellschaftliche Entwicklungen, von denen die Kirche entscheidend betroffen ist. Sie nötigen zu einem Wandel der kirchlichen Strukturen, der sehr viel Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Sorge um die Zukunft der Kirche und um die Arbeitsplätze im kirchlichen Bereich greift um sich; wenn kirchliche Arbeitszweige eingestellt oder

² Vgl. V. Drehsen, *Neuzeitliche Konstitutionsbedingungen der Praktischen Theologie*, Gütersloh 1988.

Man könnte im Übrigen die Hypothese erwägen, ob Karl Barth mit seiner Theologie gerade diese sozialwissenschaftlichen Festschreibungen der Praktischen Theologie zu lösen versucht hat.

umgestaltet werden, wenn Gemeinden zusammengelegt oder Kirchengebäude nicht mehr wie bisher genutzt werden, so ist dies stets mit schmerzlichen Erfahrungen verbunden. Weiterer Wandel steht bevor. Wenn die heute erkennbaren Trends einfach fortgeschrieben werden müssten, so würde nach manchen Einschätzungen die evangelische Kirche im Jahre 2030 ein Drittel weniger Kirchenmitglieder und nur noch die Hälfte der heutigen Finanzkraft haben. Eine eigenständige Antwort auf solche Prognosen kann nur darin bestehen, gegen den Trend wachsen zu wollen. Auch dies gehört zu den Zügen unserer Gegenwart: Es wird neu nach Gott gefragt.“³

Rein äußerlich ist gegen diese Beschreibung schon einzuwenden, dass sie nicht nur den Niedergang nachgerade beschwört, sondern auch noch in dieser programmatischen Einleitung mit unzutreffenden Pauschal-Aussagen arbeitet: So ist z. B. die Reduktion keineswegs „stets“ ein schmerzlicher Prozess, so manche organisatorische Nötigung zur Konzentration hat zur Befreiung von unsinnigen Lasten und Ansprüchen geführt. Ein Vergleich mit früheren Zeiten wird erneut strikt vermieden; dass z. B. die Gottesdienstbesucherzahlen nur in Zeiten des staatlichen Zwangs und in Notzeiten groß waren, wird verschwiegen und die Angaben über haupt- und nebenamtliche Mitarbeiter bleiben ungenau. Dass zudem das Aufgeben von Gebäuden auch als Rückentwicklung von einem fehlgeleiteten Gemeindekonzept der 1960er Jahre aufgefasst werden muss, bleibt selbst in einem so hochrangig angesiedelten Dokument unerwähnt.

Hoffnungen auf eine Umkehr des demographischen Trends werden hochgehalten, aber die Antwort auf die Prognosen klingt wie ein „Pfeifen im dunklen Wald“, denn nicht das Sendungsbewusstsein des eigenen Glaubens, sondern die allgemeine Stimmung („Es wird wieder nach Gott gefragt!“) soll den Funken der Hoffnung auf eine lebendige Kirche am Glimmen halten, als hätten die Verfasser das Wort Christi von der Sorglosigkeit über die eigene Existenz nie gelesen: „Seht die Lilien auf dem Felde, ...!“

Das Feuer der Hoffnung lässt sich nur anfachen, wenn man die Asche der breit gestreuten empirischen **Beschreibungen** abschüttelt und sich auf die **Glut** konzentriert, **die im Evangelium in vielerlei Formen von Anfang an und auch weiterhin glüht**, den Geist der Menschen von Anfang an entzündet hat und in Bewegung bringt, und sich in immer neue Gestalten bindet⁴. Pessimistische Beschreibungen eines Ist-Zustandes aber,

³ Kirche der Freiheit, 7.

⁴ Nachgerade rührend wirkt die väterlich klingende Aufforderung zu einer Auseinandersetzung mit dem Diskussionspapier: „In den Gliedkirchen der EKD gibt es vielfältige Reformansätze. Sie müssen zusammengeführt und miteinander verglichen werden. Denn der inhaltlichen und formalen Abstimmung kirchlicher Reformmaßnahmen kommt eine wachsende Bedeutung zu. Dem soll ein Diskussionsprozess dienen, der die in diesem Perspektivtext enthaltenen Anregungen aufnimmt und weiterführt. Dazu werden – ne-

jetzt oder auch 2030 – gerade wenn sie realistisch sind –, stellen fest, erzeugen keine Bewegung.

2 Das unerbittlich wachsende Joch der Sozialwissenschaften

In den ersten Zeiten des großen sozialen und politischen Umbruchs in Europa vor nunmehr über 200 Jahren wuchs das Fach „Praktische Theologie“, zuvor lange in Pastorenstuben in einfacher Form als Pastorallehre oder Pastoraltheologie zur Orientierung der Amtsträger gepflegt, auf einem Feld wild-wuchernder Wissenschaften, die das Kaleidoskop der zerfallenden Ständegesellschaft in ihren einzelnen Teilen zu beschreiben versuchten, - und tat es ihnen nach, ohne dass diese Entwicklung groß registriert oder in ihrer Bedeutung gewürdigt wurde.

Schien es zunächst, als könne die „Aufgabe der Kirchenleitung“⁵ als Gegenstand einer Theorie der Praxis das Mosaik vielfältigen kirchlichen Lebens konzentrieren, so wurde bald etwas Gegenteiliges deutlich: Indem die Konzentration der Berufsaufgaben nur auf dem Wege der Wissenschaft gesucht wurde, weil man meinte, nur so die Vielfalt der Strebungen in der sich differenzierenden Gesellschaft zu einer Einheitlichkeit bündeln zu können, die ein bewusstes Handeln erlauben oder wenigstens erleichtern würde, wuchs die Bedeutung der Wissenschaften, die sich um eine Erfassung der unbekannten Wirklichkeit bemühten und eine einheitliche Sichtweise versprachen, gewaltig an. Damit wuchs aber zugleich – und das wurde erst in der Retrospektive deutlich –, das Maß an Differenzierung und Pluralisierung auch und gerade in den Wissenschaften und durch ihre eigene Arbeit; so sah sich z. B. die Praktische Theologie genötigt, auf jedem Feld der Betätigung aus christlichem Geist (Kirchenleitung, Homiletik als Halieutik, Apologetik, Publizistik, sowie Innere Mission, Gemeindeaufbau u. a.), eine besondere theoretische Perspektive zu formulieren. Durch diese Differenzierung entstand der unzutreffende Eindruck, es werde durch die wissenschaftliche Beschreibung eine Bewegung auf den Weg gebracht, dabei wurden nur die Facetten der Beschreibung vermehrt, reale Bewegungen der Praxis aber wurden festgeschrieben.

Aus der immer weiter fortgeschriebenen und nach und nach ins Unermessliche wachsenden Fülle wissenschaftlicher Analysen und Interpreta-

ben einem allgemeinen Diskussionsprozess, zu dem der Rat der EKD ausdrücklich ermuntert – in einem Konsultationsverfahren Vertreterinnen und Vertreter verschiedener kirchlicher wie nichtkirchlicher Bereiche nach ihrer Einschätzung befragt und um weitere Anregungen und Konkretisierungsvorschläge gebeten.“ Man spürt deutlich, wie fern von der kirchlichen Basis die Verfasser dieses Impuls-Papiers leben, wie sehr sie nach zusammenfassenden Begriffen und Beschreibungen suchen und wie wenig sie sich in der jüngeren Geschichte orientiert haben.

⁵ Vgl. die viel zitierte Grundlegung der Praktischen Theologie durch D. F. E. Schleiermacher in seiner „Kurzen Darstellung des Theologischen Studiums“ (1810, 1830).

tionen und dem wachsenden Glauben an die Zuverlässigkeit und Relevanz der Daten hat sich eine solche Vielfalt von Gestalten sozialer und darin auch religiöser Praxis entwickelt, die als Handlungsmöglichkeiten galten und gelten, dass die kirchliche Praxis der großen Konfessionen, hektisch um Modernität bemüht, sich immer weiter fordern ließ, selbst forderte und schließlich überforderte, allerdings so, dass die Beschreibung der Wirklichkeit und die tatsächliche Praxis dann auch nicht mehr übereinstimmten.⁶

Wesentlichen Anteil an der – in Zeiten finanzieller Prosperität überbordenden – Entwicklung dieser Praxis-Beschreibungs-Lawine und des Stroms davon deutlich zu unterscheidender Handlungsformen hatten die Human- und Sozialwissenschaften mit ihren erfindungs- und phantasiereichen Zeichnungen von einer angeblich realen Wirklichkeit der Gesellschaft. Sie hatten sich seit dem 19. Jahrhundert zur dominanten Definitionsmacht in den westlichen Kulturen aufgeworfen und dabei „die Gesellschaft“ als zusammenfassend wissenschaftlich formulierten Sachverhalt in die Beschreibung überhaupt erst eingeführt, wie F. H. Tenbruck in einer scharfsinnigen Analyse⁷ vor über zwanzig Jahren nachgezeichnet hat. Keiner seiner Schüler oder Leser aber hat es bisher öffentlich wirksam vermocht, Schlüsse für eine Steuerung der Entwicklung der Sozialsysteme in der modernen Gesellschaft durch eine konsequente Relativierung dominanter Deutungen zu ziehen; ein spürbarer Nachdruck in der Kritik – z. B. am Verhältnis von Diagnosen und Handlungsoptionen – hätte allerdings wohl auch deren eigene Positionen als Deuter der Gesellschaft mit den Mitteln eben jener Sozialwissenschaften, insbesondere der Soziologie, erschüttert.

Dass etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die Frage nach der Stabilität der Kirche sich genauso gut, ja besser positiv, nämlich als Frage nach dem Nutzen von Religion für die Gesellschaft hätte entfalten lassen, kommt nach vierzig Jahren Umfrage-Politik und auf dem Hintergrund der Gesellschaftsanalyse des „späten“ Luhmann⁸ nur sehr allmählich in den Blick. Auch das Impuls-Papier der EKD verlässt sich wieder überwiegend auf sozialemprirische Daten und soziologische Deutungen aus dem Arsenal des Strukturfunktionalismus⁹, die sich im Übrigen bestens mit einer

⁶ Vgl. D. Rössler, Das Problem der Homiletik, in: ThPr 1.Jg./1966, 14-28.

⁷ F. H. Tenbruck, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen, Graz 1984.

⁸ Vgl. N. Luhmann, Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 2000; vgl. 322-328.

Der Systemtheorie Luhmanns ist Religion ein Teilsystem der Gesellschaft; die Kommunikation in diesem Teilsystem funktioniert nach dem Code „transzendent– immanent“ und wirkt auf die Gesellschaft dadurch ein, dass es von anderen Teilsystemen aus beobachtet wird.

⁹ Teilnahmeverhalten im Blick auf die Kernangebote wird als Ausweis von Qualität bestimmt, vgl. Kirche der Freiheit, 52: „Ein verlässlich hohes Qualitätsniveau bietet die größte Chance, die Beteiligung an den evangelischen Kernangeboten zu stabilisieren und zu steigern. Das aber ist eine zentrale Aufgabe. Es muss darum gehen, die Beteiligung der Kirchenmitglieder an den Kernangeboten der evangelischen Kirche deutlich zu er-

hoch individualisierten Rechtfertigungslehre zu einer scheinbar modernen Religionsgestalt verbinden.

Der Autor dieser Zeilen, obwohl mit Schülern F. H. Tenbrucks seinerzeit in Tübingen im Gespräch und an den Vorarbeiten zu D. Rösslers „Grundriß der Praktischen Theologie“¹⁰, einem umfassenden Versuch der Ordnung gerade auch sozialwissenschaftlicher Deutungen neuzeitlicher Christentumspraxis, beteiligt, hat sich seit Mitte der 80er Jahre dem Trend zur weiteren Aufsplitterung christlich-religiöser Praxis in der postmodernen Gesellschaft nicht entzogen, sondern daran bei der Betreuung verschiedenster praktisch-theologischer Forschungsvorhaben – zwischen Gregorianischem Choral und Ökonomisierung der Diakonie, zwischen Thurneysens Seelsorgelehre und Evangelischem Fernsehen, zwischen Kirchlicher Lebensordnung und Religiösen Momenten im schizophrenen Wahn – noch mitgewirkt.

Seine zurückhaltende historische Kritik an der Ausprägung einer therapeutischen Seelsorge unter dem Titel „Seelsorge zwischen Amt und Beruf“¹¹ wurde von den Häuption der Klinischen Seelsorgebewegung mit psychologischen Argumenten barsch zurückgewiesen, die Ansätze zu einer an der Sprache des Evangeliums bzw. überhaupt an Sprache orientierten religiös-kirchlichen Praxis des Christentums blieben liegen.

Die Frage stellt sich aber angesichts des Impuls-Papiers zum wiederholten Mal: Ist eine öffentliche Wirksamkeit des Evangeliums auch unter den Bedingungen der Deutungsdominanz der Human- und Sozialwissenschaften überhaupt zu realisieren? Wenn ja, auf welchem Wege?

Und könnte z. B. gerade die wissenschaftliche Reflexion dafür verantwortlich sein, dass der christliche Glaube bei der Gestaltung seiner Praxis in der Reflexion hängen bleibt oder sich in anderen Gruppen und Erdteilen unbekümmert um solche Reflexion eigene Formen von Praxis sucht?

Hat sich damit gerade die praktisch-theologische Reflexion prinzipiell als unfähig erwiesen, Religion zu fördern, weit davon entfernt eine Bewegung hervorzurufen, die Jürgen Klinsmann mit seinen Mitarbeitern – gewiss nicht unreflektiert oder gar spontan – der deutschen Fußball-Welt zugemutet und dadurch vermittelt hat? Hilft also nur eine neue Erweckungsbewegung, die Glut zu entfachen, oder trägt eine praktisch-theologische Reflexion wenigstens dazu bei, die Glut zu bewahren?

Es legt sich der Eindruck nahe, als würde gerade die wissenschaftlich-theologische und kirchlich-praktische Konzentration auf die Kirche als

höhen. Was damit gemeint ist, sei an einigen Beispielen verdeutlicht: Die Zahl derjenigen, die regelmäßig von den kirchlichen Kernangeboten Gebrauch machen, sollte sich auf ca. 50% verdoppeln. Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch am Sonntag sollte – unter Berücksichtigung der kreativen Vielfalt von Angebotsformen – von derzeit 4 Prozent auf 10 Prozent aller Kirchenmitglieder gesteigert werden.“

¹⁰ Die erste Auflage des „Grundrisses der Praktischen Theologie“ von Dietrich Rössler erschien im Frühsommer 1986. Es gilt seitdem als das wichtigste Lehrbuch des Faches. Rösslers Schüler W. Steck hat das Beschreibungsverfahren noch verfeinert und erweitert, die Methode der Wissenschaft „Praktische Theologie“ damit aber bestätigt.

¹¹ R. Schmidt-Rost, *Seelsorge zwischen Amt und Beruf*, Göttingen 1988.

Organisation¹² Sinn und Wirkung des Evangeliums in der Moderne verdunkeln.

Es wird immerhin weiter hingenommen, dass die theologische Ausbildung auf eine Praxis vorbereitet, nämlich die der schriftlich skizzierten und dadurch künstlerisch anspruchsvollen Mitteilung des Evangeliums oder besser: Mitteilungen über das Leben in evangelischer Sprache, eine Leistung, die dann von den „Dienern des Wortes Gottes“ in der Praxis gar nicht verlangt, geschweige denn erhofft wird. Die multiple Aktivität, die in der Gemeindegliederarbeit gefordert wird und die vielen Pfarrern sehr liegt, macht eine engagierte und besonnene Praxis der Bildung als Schriftsteller und Lehrer unmöglich.

Spätestens aber über den wachsenden Burn-out-Problemen bei Pfarrern müsste man endlich ins Grübeln kommen und fragen: Erzeugt nicht gerade im Bereich pastoraler Arbeit die human- und sozialwissenschaftliche Deutungsdominanz, die die „Erlebnis- und Dienstleistungsgesellschaft“ mit dem organisationssoziologischen Leitgedanken der „Kirchenbindung“ und den „Individualisierungs- und Pluralisierungs-Dogmen“ einer modernen Soziologie, die zusätzlich eine – in Ansätzen therapeutisch gedachte und gestaltete – Seelsorgepraxis verlangt, eine Belastung des pastoralen Dienstes, die nicht entfernt durch „Supervision“ aufgefangen werden kann, zumal diese Deutung praktisch unabhängig von der Zahl der Gemeindeglieder die Ansprüche an Betreuungsintensität hochschraubt?

Es ist an der Zeit, der problematischen Faszination durch das „Individualisierungs-Dogma“ nachzugehen.

3 Die Modernisierung der Rechtfertigungslehre als Vertiefung des Individualisierungsproblems

Es klingt im ersten Augenblick bestechend plausibel, wenn W. Gräb schreibt:

„Die Rechtfertigungslehre stellt das Ganze der religiösen Praxis im Christentum auf die individuelle Subjektivität der Glaubenden. Damit beschreibt sie diejenige Formatierung gelebter Religion, mit der der Protestantismus das Christentum gewissermaßen aus den Kräften der Religion zur Religion der modernen, durch Individualismus und Pluralismus gekennzeichneten Kulturverhältnisse gemacht hat. Der Protestantismus ist individualisierungstauglich und pluralismusförderlich, aus seiner Grundauffassung vom christlichen Glauben heraus. Er kann die Entfaltung von Individualismus und Pluralismus in den modernen Kulturverhältnissen des-

¹² Vgl. insbesondere E. Herms, *Erfahrbare Kirche*, Tübingen 1990; ders. / F. Schweitzer (Hgg.), *Führen und Leiten im Pfarramt. Der Beitrag von Theologie und kirchlicher Lehre*, Norderstedt 2002.

halb auch am ehesten religiös grundieren, ethisch orientieren und für die Wahrung ihres menschlichen Maßes sorgen."¹³ Und weiter: „Da ist eine unbedingt gute Vorgabe, sagt die Rechtfertigungslehre. Nenne sie Gott, Liebe, Geschenk des Daseins. Sein Leben von einer unbedingt guten Vorgabe her zu verstehen, heißt christlich glauben.“¹⁴

Dieser individualisierende Rechtfertigungsoptimismus hat vor hundert Jahren keine positiven Folgen gehabt. Die Euphorie um die Persönlichkeit hat vielmehr einen Kulturoptimismus angetrieben, der – gestützt auf den Satz Goethes: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“ – die kultivierte Menschheit im Ersten Weltkrieg in einen gnadenlosen Vernichtungskampf stürzte. Im Blick auch auf diese Geschichte ist zu fragen, ob die anscheinend so plausible Modernisierung der Rechtfertigungslehre

1.) diese nicht unkritisch ins Zentrum einer religiösen Praxis stellt, die zwar reformatorisch begründet scheint, aber das kritische Moment des Evangeliums von Jesus Christus einer Allgemeinverständlichkeit des Christentums opfert und

2.) nicht wieder ein neues Gesetz aufrichtet: „Wer akzeptiert, dass das Wichtigste im Leben, dieses selbst, sich nicht dem eigenen Tun und Leisten verdankt, der kann gelassener werden. Wer die Einsicht gewinnt, dass nicht alles machbar ist, ich mir gerade das Wichtigste im Lebenschenken lassen muss, dies eben nicht mein Werk ist, dass ich da bin und geliebt werde, der findet auch in eine andere Lebensform, in die der Freiheit.“¹⁵

Wenn ich diese Einsicht aber nicht gewinne und nicht gewinnen kann, wenn ich nicht geliebt werde und – wie so viele leistungsbereite, aber wenig geliebte Kinder der Nachkriegszeit – gar nicht erfahren habe, was das heißt, was dann? Wie können mich die Erzählungen über „Jesus, der sich denen zugewandt hat, die sich selbst nicht mehr helfen, nichts aus sich machen konnten und auch nicht mehr wollten, den Verlorenen, den Verlassenen, Verachteten, den Gescheiterten“¹⁶ stärken, wenn ich in der Tiefe der Trauer wohne?

Mag man Gräbs Ansatz zur Modernisierung des Christentums schätzen und ihm zustimmen, dass man in erfahrener Liebe die Zuwendung Gottes erleben kann, so müssen doch die, denen solche menschliche Liebeserfahrung entzogen oder nie zuteil wurde, fragen, wie das Evangelium in ihrem Leben zur Wirkung komme und wie es in seiner ganzen Tiefe als individuelle und soziale Herausforderung in der Moderne wirken könne, ob nicht gerade die individualisierende Rechtfertigungslehre von der

¹³ W. Gräb, Sinn für das Unendliche, Gütersloh 2002, 337.

¹⁴ W. Gräb, 343.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ W. Gräb, aaO., 345.

Quelle der Gnade für alle Menschen ablenkt, selbst dann, wenn sie anschaulich in Rechtfertigungsgeschichten gepredigt wird?

Denn dies ist doch das eigentlich Evangelische an der Botschaft Jesu Christi, dass sie nicht den Einzelnen bei sich selbst behaftet und eventuell prinzipiell stärkt, oder, wo er dazu sich nicht fähig fühlt, eben auch nicht, sondern die Stärkung jedes Einzelnen mit den anderen – nicht gegeneinander – anstrebt, wie auch keiner als für sich allein lebend gedacht werden kann: „Denn unser keiner lebt sich selber...“ (Röm 14,7)

Dazu aber muss die Spannung zwischen dem „Durch-verantwortliches-Handeln-auf-Schuld-bezogen-Sein“ einerseits und der *Sehnsucht* nach Annahme und Erfüllung andererseits als *allgemeines* Geschick jedes Menschen angenommen werden, eine Spannung, die durch den Glauben nicht aufzuheben, sondern nur im Glauben klarer zu erkennen und – vielleicht – leichter zu tragen ist.

Wer die hierarchische Ordnung, gegen deren „Seelsorge“ Luther sich auflehnte¹⁷ und die die Menschen in eine große Gemeinschaft ohne Berücksichtigung des Einzelnen zusammenpferchte, in der Moderne nicht mehr erkennt, ist schon dabei, ein neues (stahlhartes) Gehäuse, diesmal das der modernen Gesellschaft hinzunehmen, in dem sich dann die von Leistungszwängen, oft aber auch von Arbeit freigesetzten, individualisierten und pluralisierten Individuen einzeln, aber gemeinsam aufbewahrt, aufgehoben wohl fühlen mögen.

Betrachtet man das Dokument „Kirche der Freiheit“, so lässt sich darin Entlastung aus Glauben nicht erkennen. Es geht vielmehr um die Planung gemeinsamer Anstrengungen, um eine funktionierende Organisation „Kirche“ auch für das Jahr 2030 zu garantieren, was immer deren Funktion dann sein mag. Ob diese Organisation so frei wäre, mit den Lachenden zu lachen und mit den Weinenden zu weinen und in Ruhe die Lilien auf dem Feld zu betrachten? Dafür gäbe es 2030 sicher eine Profilgemeinde.

Die stets neue Wirksamkeit des Evangeliums in verschiedensten Kulturen in Geschichte und Gegenwart liegt doch aber offenbar darin begründet, dass Menschen von seiner grandiosen Sicht der Wirklichkeit überrascht sind, dass z. B. alle *gemeinsam* – und dann auch jeder einzeln vor Gott gleich würdig – nicht gleichgültig, sondern gleich würdig sind, dass allen Menschen die Werke der Barmherzigkeit zugewendet werden, und dass die Menschen sich sagen lassen, dass sie wertvoller sind als alle noch so kunstvoll ausgestatteten Geschöpfe auf dieser Erde, auch als die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde.

¹⁷ Vgl. E. Herms, Luther als Seelsorger, in: Erfahrbare Kirche, Tübingen 1990, hier: 222f.

4 Das Joch der Festschreibungen abwerfen – evangelisch schreiben lernen

Es scheint, als müsste man als Theologe in der modernen Gesellschaft noch eine neue Sprache lernen, eine Sprache, die sich unter der Muttersprache und erst recht unter der Sprache der Wissenschaften beharrlich verbirgt, die Sprache des Reiches Gottes: *Evangelisch sprechen lernen, das könnte ein Weg sein, der aus dem Sprachgehäuse der sozialwissenschaftlichen Beschreibungen und der Praxis des Organisationsmanagements herausführt, um des lebendigen Lebens ansichtig zu werden, das in der Sprache des Evangeliums immer wieder neu aufglüht und manchmal auch aufflammt.*

„Evangelisch“ ist allerdings in Schriftkulturen, also in Kulturen, deren Komplexität und Differenziertheit auf das Medium „Schrift“ nicht verzichten kann, vor allem eine Schriftsprache, wie eben auch bei Wissenschaftssprachen oder auch bei der Sprache der Liebe die Schriftform die eigentliche Hochform der Sprache ist. Auf dieser Grundlage gibt es dann auch gesprochene Sprachgestalten, die sich von der Alltagssprache unterscheiden können, weil sie die differenzierte Schriftsprache als Basis haben.

Evangelisch sprechen lernen, wie man die Sprache der Liebe lernen und verfeinern kann, wie man heute ganz selbstverständlich Computer- und Gebrauchsanweisungs-Deutsch lernen muss. *Evangelisch lernen*, das ist kaum ein Vokabellernen, die Worte sind alle bekannt, in der Muttersprache gesammelt und nur wenige sind in speziellem fachlichem Gebrauch. Aber es gibt ein untrügliches Sprachgefühl für *evangelisches Sprechen*, das die Auswahl der Worte und der Bildworte lenkt, das zu entfalten und zu üben eine hohe Kunst ist, das auf Erfahrung gründet und an Beispielen erfahren und geübt werden muss:

In seiner Abschiedsandacht sagte der 1982 verstorbene Reutlinger Prälat Theophil Askani vor der Synode in Stuttgart:

„Die eine Bitte wäre, daß Sie der fröhlichen Demut helfen, fröhlich zu sein, oder genauer und ohne jedes Pathos gesagt: man sollte zum Beispiel auch fürderhin gerne Pfarrer sein in diesem Land. Manchmal kann man den Eindruck haben, da seien unnötige Ängste – sie sollten nicht sein! Lassen Sie zum Beispiel – soviel es an Ihnen ist – den Pfarrern Zeit, daran zu denken, was es heißt, Zeit zu haben für das Wort der Heiligen Schrift, von Amts wegen Zeit zu haben für die Übersetzung des Evangeliums, hören zu lassen, dass es mit ‚eu‘ anfängt und nicht mit ‚au‘. Die Spanne ist kurz genug; schmal geht im Rückblick zusammen, was in der Hast der Tage für das Wichtigste geblieben ist.

Gewiß, da braucht's Ordnungen – und das Programm dieser Tage spricht ja seine eigenen Sprache –, aber es braucht ein Wissen um die

Proportionen auch. Ein Geländer der Liebe sollten die Ordnungen sein, anderes nicht, und eine Hilfe für die Gehilfen zur Freude."¹⁸

Evangelisch sprechen heißt nach diesem Vorbild: Mit einem Augenzwinkern, einem milden, keinem bösen Wortspiel – au/eu – Engagement und Distanz im Pfarrberuf zusammenbringen. Die Konzentration auf das ministerium verbi divini, – und den Ordnungen ihren Ort weisen durch ein Bild, „Geländer der Liebe“, das nicht wissenschaftlich, aber sehr reflektiert und treffend, zugleich Raum gibt für Gedanken und Gefühle.

Im zweiten Beispiel, einer Meditation zur Jahreslosung 2006 (Josua 1,9 „Ich habe Dir geboten, dass Du getrost und freudig seist“) verbindet sich die Sehnsucht nach einer erfüllten Zukunft mit der Zuversicht, dass Gott diese Zukunft schenken werde:

„Der Text gibt den Blick frei – nicht auf die richtige Route. Es gibt keinen vorgezeichneten Weg. Den, den wir gehen werden, das ist der, auf dem wir Begleitung erfahren werden. Wir dürfen getröstet – im Vertrauen auf das verheißende Wort und im Vertrauen auf das erlösende Wort – nach vorne blicken. Wie groß auch die Umbrüche und Abbrüche sind, die hinter uns liegen, wir können loslassen (auch und gerade die alten Geschichten), weil das, was vor uns liegt nicht die Wüste ist – lebensfeindlich und leer –, sondern bewohnbares Land, das wir unter Seinem Schutz gemeinsam bearbeiten und im Frieden miteinander teilen können.“¹⁹

Evangelisch sprechen heißt nach diesem Vorbild: Nachzeichnen, dass Worte Zukunft eröffnen, dass Menschen aus Worten leben, aber in einer gütigen Unbestimmtheit, die Freiheit verheißt; der Zuversicht Sprache geben, dass das Leben in Gottes Güte gehalten sei. Räume werden geöffnet durch angedeutete Zusagen – keine vollmundigen Chancenbehauptungen, sondern Erwägung von Möglichkeiten, von gemeinsamem Leben jenseits aller Übergänge; und zugleich ganz allgemein und ganz konkret das Leben der Menschen begleitend. Vertrauen bildet und gründet sich, weil es Worte dafür gibt.

Und als ein drittes Vorbild, kurz und knapp, Reiner Kunzes „Pfarrhaus“

Wer da bedrängt ist
findet Mauern
ein Dach
und muß nicht beten²⁰

¹⁸ Th. Askani, *Denn Du hältst mich bei deiner rechten Hand*, Stuttgart 1983, 27f.

¹⁹ A. Homann, in: GPM 11/ 2005, 68.

²⁰ R. Kunze, *zimmerlautstärke*, Frankfurt a. M. 1977, (1972).

K. H. Bieritz hat in einer Predigt über Lk. 9,58-62 (in: ZGP 16, 1998, 6f.) die bei Kunze aufs Äußerste verdichtete Wirkung evangelischer Sprache, dass sie Freiraum in die Enge stellt, etwas ausführlicher zur Geltung gebracht:

„Er spielt keine Rolle, der hauslose Geselle. Keine Rolle, wenn ich meine Bausparverträ-

Ein solches Sprachbild schafft Freiheit mitten im System realen Zwangs.

Der technische Charakter der Formulierungen des Impuls-Papiers der EKD ist hingegen ganz aus dem Geist der Organisationssoziologie und der Ökonomie geschöpft. Hier wird „Soziologisch“ gesprochen wie man Englisch oder Französisch spricht; von Angeboten, Bedürfnissen, Qualität, Planung, Zielen und deren Erfüllung ist die Rede. Den Leben spendenden Geist der Bergpredigt, der kühn nach neuen Lebensmöglichkeiten und Lebensräumen greift, kann man in solchen Begriffen nicht erwarten.

Die Praktische Theologie als Wissenschaft tut sich schwer, bei der Einübung des „Evangelischen“ zu helfen, denn ihre theoretische Gestalt besteht zumeist, wie auch dieser Text aus einer Konstruktion von Begriffen. Selten wird versucht, der Stockung, dem Gerinnen von Lebensprozessen in begrifflicher Beschreibung durch Formulierungen zu begegnen, die dieses begriffliche Gerinnen zu überwinden und das Lebendige festzuhalten vermöchten. So leitet die praktisch-theologische Wissenschaft nicht zur Praxis hin, orientiert sie nicht.

Einzig die Klinische Seelsorge-Ausbildung hat in der Form des Verbatims, des Gesprächsprotokolls, ein Trainingsmaterial standardisiert, das das für die pastorale Praxis unverzichtbare Einüben lebensvoller Prozesse leitet und diese nicht erneut in abstrahierende Begriffe einbetoniert. Aber die Klinische Seelsorgeausbildung hat sich ihrerseits auf psychologische Deutungen festgelegt, sich dem Individuum als belastetem in seinen Eigenheiten und Befindlichkeiten zuzuwenden, so hält sie die Fülle des Lebens, die das Evangelium entfaltet, zurück.

Darüber hinaus kann man am ehesten noch in der Religionspädagogik – naturgemäß – nach Verflüssigung der wissenschaftlichen Sprache Ausschau halten, die Homiletik muss diese Suche nach bedeutungsvollen und zugleich bewegenden evangelischen Worten jedenfalls erst noch als Alltagsaufgabe entdecken und Kunstregeln formulieren.

ge abschließe. Keine Rolle, wenn ich meine tabellarischen Lebensläufe verfasse und zu Bewerbungsgesprächen antrete. Keine Rolle, wenn ich mich auf dem Markt verkaufe und kaufen lasse. Und spielt doch eine Rolle – jedenfalls so lange, wie diese Geschichte irgendwo gelesen und verlesen wird: Die Rolle des ewigen Störenfrieds. Die Rolle des Spielverderbers, ja: die Rolle des Narren, der durch seine Unvernunft meine Vernunft in Frage stellt, durchlöchert, ja, lächerlich macht. Solange er unterwegs ist mit seinem verlorenen Haufen obdachloser, vaterloser, arbeitsloser Nachfolger, kann ich mich nicht sicher fühlen in meiner Grube, in meinem Nest, in meinem Haus und in meinem Bett. Er lebt eine Alternative, die mich beunruhigt, verunsichert. Auf zweifache Weise: Er führt ein Leben, das auch mir blühen kann – jederzeit. Als Drohung, als Katastrophe. Aber auch als Lebens-Möglichkeit, als Chance: Es geht auch anders. Solche Verunsicherung ist lästig, tut weh, kostet Kraft. Aber sie ist auch heilsam: Sie macht mich misstrauisch gegenüber allen Versicherungen – von wem sie auch kommen. Gegenüber allen Verheißungen, die über die Bildschirme flattern oder mich von Plakatwänden anspringen. Sie verhindert, dass ich mich in meinem Sessel zurücklehne, zufrieden lächelnd wie eine satter Säugling.“

Die wissenschaftliche Analyse aber, die als Festschreibung wirkt, zu verhindern oder wenigstens ihre Folgen zu lindern, müsste die Aufgabe einer **evangelischen Sprachsorge** sein, die sich darum bemüht, auf der Grundlage von Schrift und Bekenntnis Vorstellungen von evangelischem Leben zu entwickeln, lebendige Vorstellungen, die die Menschen nicht in ihren Problemen festschreiben, sondern das Bewusstsein evangelischen Glaubens bilden und nähren.

Die Geschichte hat gezeigt, dass die Botschaft von der freien Gnade Gottes – keineswegs nur in modernen Gesellschaften – sich immer wieder Medien angeeignet und geformt hat, um das Evangelium weiterzugeben. Die Kirchen der lutherischen Reformation haben sich in dieser Aneignungsbewegung als besonders stark erwiesen, nicht zuletzt deshalb, weil sie den Umgang mit dem Wort, also mit Sprache als Zentrum ihrer religiösen Praxis pflegten.²¹

Auch in dem vorliegenden Text sind schon zwei Sprachwendungen so gewählt, dass sie den Gebrauch des „Evangelischen“ erkennen lassen:

1) Der Begriff „Sprachsorge“ statt Seelsorge lenkt die Aufmerksamkeit vom Individuum und seinen Bedürfnissen weg auf die Fülle der Vorstellungen, die das Individuum nicht bei sich selbst behaftet, sondern ihm Spielräume durch Sprache andeuten.

2) Der Begriff „evangelisch“ steht bewusst an der Stelle von „kirchlich“ und damit für die Ablösung einer evangelischen Praxis der Sprache aus der Zwangsverbindung mit einer Organisation „Kirche“, die reformatorisch zu unterscheiden ist von einer *ecclesia als creatura verbi*.

Es gehört zu der vermutlich unvermeidlichen Fehleinschätzung derer, die in der jeweils existierenden Organisation „Kirche“ Verantwortung tragen, dass sie sich für das Leben der Organisation einsetzen und meinen, sie setzten sich damit zugleich für die Idee ein, die in der Kirche institutionalisiert ist – und deren Gestaltung. Dies ist mitnichten durch diese Verbindung garantiert. – Der Sprachgebrauch „*evangelisch sprechen*“ vermittelt die tendenziell gegenteilige Auffassung, dass das Evangelium eine geistige Kraft ist, die – wie die Liebe, der Sport oder irgendein Hobby, ob Kleingärtnerei oder Angeln, aber eben auch wie Technik oder Ökonomie – die Sprache derer prägt, die damit und darin leben. Der viel verwendete Begriff „Kommunikation des Evangeliums“ steht hingegen immer in der Gefahr, das Evangelium als Objekt der Kommunikation, insbesondere kirchlich organisierter Kommunikation aufzufassen. Es handelt sich aber um einen Gebrauch vielfältiger Vorstellungen, die sich durch bewussten täglichen Umgang mit den zentralen Gedanken des christlichen Glau-

²¹ Vgl. H. Oelke, Die Konfessionsbildung des 16. Jahrhunderts im Spiegel illustrierter Flugblätter, Berlin-New York 1992; R. Schmidt-Rost, Verkündigung in evangelischen Zeitschriften, Frankfurt a. M. 1982.

bens in ganz individueller und doch ganz allgemeiner Form im Individuum bilden.

Über die Schwierigkeit der Aufgabe, „*Evangelisch sprechen zu lernen*“, besteht gewiss kein Zweifel, der Jurist und Schriftsteller Bernhard Schlink spricht davon in klaren Worten:

„Die Aktualisierung der Inhalte des Glaubens ist heute mit einer doppelten Schwierigkeit konfrontiert. Wird Glaube als individuelle Erfahrung von Heil, Gnade und Vergebung aktualisiert, geschieht es in der Sprache der Psychotherapie. Sie ist die Alltagssprache geworden, in der tiefe individuelle Erfahrungen wahrgenommen und beschrieben werden. Eine andere gibt es nicht. Wie soll das Leiden an Sünde und Schuld dem heutigen Hörer einer Predigt anders denn als ein Zerfallen-Sein mit sich, den anderen und der Welt, wie sollen ihm Gnade und Vergebung anders denn als die Befreiung dazu, sich wieder anzunehmen, nahegebracht werden? Wird der Glaube aber auf diese oder ähnliche Weise in der Sprache der Psychotherapie aktualisiert, tritt er in das Glied der vielen psychotherapeutischen Angebote.

Es gibt die andere Möglichkeit, den Glauben nicht als individuelle Erfahrung zu aktualisieren, sondern in gesellschaftliche Sensibilität und gesellschaftliches Engagement zu übersetzen. Aber dann entsprechen die Resultate denen, zu denen sozialpolitische Sensibilität und sozialpolitisches Engagement auch sonst kommen. (...)

Beides, die Aktualisierung als psychotherapeutisches Angebot und die Übersetzung in eine sozialpolitische Forderung, bringen ein Moment der Beliebigkeit mit sich. Nicht daß dieses Moment der Beliebigkeit zu kritisieren wäre – da wir nur die Sprachen und Kontexte haben, die wir haben, ist es nicht zu vermeiden. Nicht daß die psychotherapeutische und die sozialpolitische Vermittlung des Glaubens nicht ansprechen könnten – immer wieder gelingen sie klug, einfühlsam und nachhaltig. Aber zugleich weckt ihre gewisse Beliebigkeit die Sehnsucht nach einer Vermittlung des Glaubens, die nichts mit Psychotherapie und nichts mit Sozialpolitik zu tun hat, die unverwechselbar, unnachahmbar, ganz besonders, ganz eigen ist. Als Sehnsucht nach einer neuen glaubensspezifischen Sprache, um tiefe individuelle Erfahrungen und gesellschaftliche Sensibilität und gesellschaftliches Engagement auszudrücken, mag sie unerfüllbar sein. Aber die Sehnsucht nach der ganz eigenen Vermittlung des Glaubens ist auch die Sehnsucht nach den Ritualen des Glaubens, es ist auch die Sehnsucht danach, durch die Rituale im Glauben gehalten zu werden. Das ist eine erfüllbare Sehnsucht.“²²

5 Sozialmanagement oder Sprachkunst?

Der blinde Fleck des Impuls-Papiers des Rates der EKD ist seine Sprache. Das Papier schweigt – lauthals. Es verschweigt die religiöse Besonderheit

²² Bernhard Schlink, *Vergewisserungen*, München 2005, 355f.

christlicher Kirchen. Wir erfahren nicht, ob wir mit diesem Plan in eine gewerkschaftliche Organisation oder in eine politische Partei oder in ein Wirtschaftsunternehmen eingebunden werden. So viel ist deutlich: Eine Einstimmigkeit wird angestrebt auf dem Weg organisatorischer marktorientierter Maßnahmen und mit deren Sprache: „Chancen“, „Qualität“, „Mentalitätswechsel“, es ist das Vokabular des Sozialmanagements, das die Deutung beherrscht.

Vom Evangelium ist zwar auch die Rede, aber zu spüren ist davon nichts, Barmherzigkeit und Sanftmut, Sehnsucht und Zuversicht, Herausforderung, Erhellung und Befreiung sucht man vergebens. Prozesse und Erfahrungen, für die sich die ganze Organisation lohnte? Wer sie nicht kennt, lernt sie hier nicht kennen.

Die Verfasser des Impuls-Papiers behandeln ihre – doch immerhin gedachten mehr als 25 Millionen-Mit-Leser sprachlich in einer Weise, die bei einer Bildungsinstitution traurig stimmt: Sie bringen den Lesern ein Vokabular zu Ohren, als ob sich religiöse Praxis mit Maßnahmen des Sozialmanagements arrangieren ließen.

Man kann noch einmal auf die Fußball-WM verweisen, um die Kraft der Sprache als Stärkung, aber auch ihre verletzende Kraft zu spüren, die sogar einen angesehenen Spieler aus der Fassung bringt, so dass er sich zu einer archaischen Rache-Handlung hinreißen lässt.

Im „Impuls-Papier“ der Kirche des Wortes findet sich der Begriff „Sprache“ unter 32.152 Worten nur viermal, und niemals in hervorgehobener Position. Was aber sollen wir von Kompetenz und Qualität im evangelischen Christentum weiter reden, wenn die Religion des Wortes ihr wichtigstes Instrument nicht mehr nennt (nicht mehr kennt)? Auch der Begriff „Wort“ kommt ganze elfmal vor, dreimal davon an wichtiger Stelle, wo die innere und äußere Klarheit des Wortes systematisch-theologisch voneinander abgegrenzt werden, der Begriff „Wort Gottes“ kommt keinmal, „Gottes Wort“ einmal vor, „Evangelium“ immerhin 30mal, „Botschaft“ zwölfmal, „Verkündigung“ 17mal, der Begriff „Kirche“ hingegen 870mal, allein als Substantiv, dazu als Attribut „kirchlich“ etc. 249mal.

Der Geist Gottes aber berührt den Geist der Menschen gerade durch Sprache (durch Wort und Sakrament, tamquam per instrumenta). Hier setzt der Bildungsauftrag der christlichen Kirchen für die moderne Gesellschaft an, denn ob einer Kirchenmitglied ist oder nicht, das ist völlig zweitrangig, wichtig ist, dass der Geist der Güte und Barmherzigkeit Gottes, *der Geist an dem sich die Geister scheiden*, immer wieder Menschen berührt, stärkt und in Bewegung bringt, gleichgültig ob die Kirche nun Geld hat oder nicht.

Die als leitend formulierte Zielsetzung verbindet die Rolle von Großorganisationen und Kerngemeinden auf eigenartige, bezeichnende Weise: „Unbeschadet der Zugehörigkeit eines Kirchenmitgliedes zu einer bestimmten Gemeinde (...), sollte ein evangelischer Christenmensch in Zu-

kunft zugleich ein verstärktes Bewusstsein für die Zugehörigkeit zur Evangelischen Kirche in Deutschland haben..."²³ Aber: Die Fans der deutschen Fußballnationalmannschaft treten auch nicht gleich alle in den DFB, nicht einmal in einen Fußballverein ein.

Es hilft keinem, der sich für das Evangelium, gerade auch hauptamtlich im ministerium verbi divini einsetzt, wenn er alle möglichen Aktivitäten durchführen muss oder darf, statt sich auf den Auftrag zu konzentrieren. Eine gute Predigt, ein eindringlicher Leitartikel im Gemeindebrief, eine unterhaltsam-informative Unterrichtsstunde, ein Beitrag für einen fröhlichen Nachmittag mit Jung und/oder Alt brauchen Vorbereitungszeit – die Literaten machen es den Predigern schon lange vor, was es heißt, sich um den treffenden, lebendigen, Leben hervorzaubernden Ausdruck zu bemühen, ohne Angst, es könnten ihnen die Worte ausgehen – und Bernhard Schlink hat ein Blitzlicht auf die Literatur geworfen, das auch dem „Dienst am Wort“ beruhigend und aufregend zugleich Orientierung geben könnte:

„Worte können versagen. Worte der Liebe können gelogen, Versprechen können gebrochen, und Worte des Rechts können in Wahrheit Worte der Ungerechtigkeit sein. Literatur kann uns enttäuschen, weil sie nicht so gut, unterhaltend, anregend ist, wie wir erhofft hatten. Sie kann den historischen Aufschluß, den wir suchen, oder auch die Begegnung mit interessanten Personen, die wir uns wünschen, schuldig bleiben. Aber Literatur versagt nicht. Andere, fester gefügte und programmatischer ausgerichtete Institutionen sind durch gesellschaftliche Erschütterungen auch ihrerseits erschüttert worden bis zum Versagen und Verfall. Literatur als Institution ist dafür nicht fest genug gefügt und nicht programmatisch genug ausgerichtet. *Literatur als Institution wird durch gesellschaftliche Erschütterungen immer reicher.* Indem ihr über den gesellschaftlichen Erschütterungen Neues zuwächst, bewahrt sie doch zugleich das Alte. Sie bewahrt, (...) auch die Wahrheit der Gerechtigkeit.“²⁴

Evangelisch schreiben und dann auch sprechen, hat mit Literatur möglicherweise gerade dies gemeinsam, dass es – obwohl programmatischer ausgerichtet – als Vorgang in Sprache „durch gesellschaftliche Erschütterungen immer reicher“ wird.

Die homiletische Arbeit in Bonn orientiert sich deshalb an dem Prozess literarischer Produktion, die Unterschiede beachtend, und bemüht sich zunächst und vor allem um die sprachliche Gestaltung der religiösen Rede²⁵, wobei der Schritt von der historisch-kritischen Analyse eines Bibeltextes zu einer lebendigen evangelischen Rede hohe Aufmerksamkeit beansprucht, damit die Versuche, evangelisch zu reden, das Evangelium

²³ Kirche der Freiheit, 98.

²⁴ Schlink, Vergewisserungen, 309.

²⁵ Vgl. das Themenheft der PThI „Kultur des Wortes“, 2001-1.

lebendig und wirkungsvoll zur Darstellung bringen und nicht immer wieder zu einer Museumsführung geraten, wobei der Bibeltext zum Ausstellungsstück gerinnt.

Eine geduldige Sprachübung, am besten von frühen Semestern bis in hohe Berufsjahre betrieben, ist der noch immer unerfüllte Anspruch an das ministerium verbi divini. Wer aber erst einmal den so exemplarisch treffenden Charakter von Sätzen wie der folgenden Einleitung einer Grabrede gespürt hat, - die in dieser Form praktisch jede Rede am Grabe einleiten könnte, also lebendige(!) liturgische Qualität gewonnen hat -, der wird immer nach solcher evangelischen Bewegung durch Worte, nach dieser Qualität des Ausdrucks streben und verlangen.

„Ein Menschenleben kann man nicht in Worte fassen. Je näher wir einander sind, desto mehr spüren wir das. Und jedes Menschenleben ist ja, wenn wir die Schöpfung ernst nehmen, wie wir es als Christen tun wollen, ein Wunder der Gedanken Gottes, etwas ganz Besonderes, nicht verwechselbar, nicht vertauschbar und auch nicht ersetzbar.

Das Nicht-Fassen-Können und das Nicht-Ersetzen-Können spürt Ihr, liebe Chr. mit den Deinen, und wir mit Euch, in diesen Tagen sehr genau, denn das gehört ja auch zum Sterben, zur Besonderheit menschlichen Sterbens, dass der Tod einem in aller Schwachheit der letzten Bilder das gewesene Wunder erst bewusst macht, und darum auch die besonders harte Frage und schmerzliche Frage: Was ist es, wenn es gewesen ist, oder wird es bleiben, und wie wird es bleiben?“²⁶

Aufgaben für eine lebenslange homiletische Übungspraxis sind neben und unter den im Studium vermittelten historisch-wissenschaftlichen Arbeitsschritten mindestens die drei folgenden²⁷:

1. Evangelisch wirkende Aussagen in jederlei Kontext identifizieren.
2. Lebendige evangelische Wirkung gestalten lernen und dafür grundsätzliche Gesichtspunkte induktiv aneignen.
3. Wirkungen evangelischer Texte kontinuierlich zu überprüfen lernen, dabei besonders die *Abnutzung*, das *Veralten* und die *Versteinerung* häufig gebrauchter Formulierungen beachten.

Zu 1:

Der erste Satz der Grabrede von Th. Askani: „Ein Menschenleben kann man nicht in Worte fassen“ eröffnet einen Freiraum der Empfindungen, öffnet die Schatztruhe guter Erinnerungen in exemplarischer Weise, ...

²⁶ Th. Askani, *Denn Du hältst mich bei deiner rechten Hand*, Stuttgart 1983, 19.

²⁷ Eine liturgische Unterrichtskomponente nach Art von Th. Kabel hätte im homiletischen Unterricht vor allem den Zweck, die Lebendigkeit der Predigerinnen und Prediger auch physisch anzuregen. Wer erst einmal durch Atem- und Stimmbildung buchstäblich „aufzuatmen“ gelernt hat, kann dann sicher auch leichter durch seine Rede und Schreibe seine Hörerinnen und Leser aufatmen lassen.

und das unter den Bedingungen, dass ein Freiraum eben gerade nicht grenzenlos ist, sondern sich durch den Tod als begrenzt erweist.

Hervorragender Lehrmeister der sprachlichen Fassung einer evangelischen Lebensdeutung ist Stanislaw Lec mit seinen Aphorismen; obwohl gewiss kein evangelischer Christ gelingt es ihm vielfach, die gerade Feststellung der ungebrochenen Richtigkeit der Realität hintersinnig zu zerlegen und damit den Blick für den Freiraum schärfen, der sich unter dem Zwang des Systems oder der so genannten „Realität“ unvermutet auftut. So etwa:

„Analphabeten müssen diktieren.“

„Satiriker pfeift auf Worte: Laßt Zahlen sprechen!“

„Die meisten Denkmäler sind hohl.“²⁸

Auch der folgende Ausschnitt aus einer Literatur-Rezension zeichnet Spuren einer Lebensdeutung auf, die mit großer Einfühlung Sympathie sammelt für das Unvollendete, Verlorene, Abgebrochene, und darin viel vom Trost einer evangelischen Perspektive vermittelt:

„In der Sehnsucht sind die verlorenen, nicht zu Ende erzählten Geschichten geborgen. In ihr wohnt die Phantasie eines ganz anderen, geglückten Lebens, die verkannte Stimme des Realen, die verheißungsvolle Variante des Möglichen. Wie in einem unendlichen inneren Monolog beschwört die Sehnsucht Erinnerungen herauf, fragmentierte Bilder, Szenen, Geräusche, imaginiert die Korrektur des Gelebten, ins Gelingen verliebt. Und doch wird in ihrem Licht das Gelebte unverrückbarer, die Trauer tiefer, der Schmerz schärfer.

Denn in der Sehnsucht wohnt auch das Flüstern der Angst und das Wissen um all das, was fehlt. In ihr wohnt der dünn verschorfte Schmerz, den ein Wort, ein Geruch, eine Geste aufbricht, als sei er nie vergangen. In ihr versteckt sich das Abgebrochene, Verschwiegene, Leise. In ihr verbergen sich die unausgesprochenen, unversucht gebliebenen Lieben, das versäumte, nur noch einsam erinnerte Glück, die Geschichten, die ein Ende vor dem Anfang nahmen, Geschichten, die die Lippen schmal werden lassen, die in geselliger Rund unerzählt bleiben und deren Flüstern doch niemand und nichts abstellt, kein Alkohol, keine Vernünftigkeit, kein Rückzug in das kugelsichere Gehäuse der Einsamkeit.

In der Sehnsucht nisten die Geschichten, die nur die Literatur hörbar machen kann. (...)“²⁹

²⁸ St. Lec, Alle unfrisierte Gedanken, München 1982, 10. 64. 68; vgl. auch: Themenheft „Kultur des Wortes“, PThl 2001-1.

²⁹ A. Knocke, Sommerwochen, Rezension zu: P. Petterson, Pferde stehlen, in: Lesart. Unabhängiges Journal für Literatur, 13/2006, Heft 2, 5.

Und genau dies suchen wir in evangelischer Sprache und Rede..., möchte man hinzufügen und sich wünschen, eine Rede, die Herz und Sinn ihrer Leser und Hörer auch noch für diese komplexe, aber erfahrungsgesättigte Einsicht öffnet:

„Ein Roman über einen nicht enden wollenden Schmerz, der sich anfühlt wie ein lebenslanges Glück.“³⁰

Und in dem derart gewürdigten Roman stehen Sätze von unüberhörbar evangelischer Eindringlichkeit, obwohl es äußerlich nur um das Selbst-zwiesgespräch eines Mannes mit seinem Hund geht:

„Dann stehe ich auf. Viertel nach sechs. Lyra erhebt sich von ihrem Platz am Ofen, geht zur Küchentür und wartet. Sie dreht den Kopf und sieht mich an, und es liegt ein Vertrauen in diesem Blick, von dem ich nicht weiß, ob ich es verdiene. Aber vielleicht geht es gar nicht darum, etwas zu verdienen oder nicht, vielleicht ist es einfach da, das Vertrauen, unabhängig davon, wer du bist und was du getan hast, und soll weder in die eine noch in die andere Waagschale gelegt werden. Das wäre schön. Good dog, Lyra, denke ich, good dog.“³¹

Zu 2:

Für diese Aufgabe empfiehlt es sich, - und so ähnlich klingt es im Impuls-Papier³² -, sich immer wieder in die zentralen Stellen des Evangeliums einzuleben, als Suche nach der Mitte und den evangelischen Mitteln der Schrift; einzuleben also in die Evangelien, in die Bergpredigt und die Gleichnisse, vielleicht mehr als in Paulus, aber natürlich auch in seine Briefe, durchaus orientiert an den ersten Reihen der Perikopenordnung, den Wochensprüchen, wichtigen Liedversen; aber nicht als Sammlung historischen Wissens ist die Bibel zu lesen, sondern als eine Gedankenwelt aufzunehmen, die die Wahrnehmung der Wirklichkeit beeinflusst, wie ein Prisma differenziert, regenbogen-farben, zu sehen lehrt, oder als Kontrapunkt des Evangeliums zur Wirklichkeit gehört wird.

Zu 3:

Die Wiederholung be- und anerkannter Formeln bewahrt sie nicht davor, ihre Wirkung zu verlieren oder in einem neuen Kontext ganz anders

³⁰ A.a.O., 6.

³¹ P. Petterson, *Pferde stehlen*, München 2006, (Oslo 2003), 189.

³² Kirche der Freiheit, 52: „All diese geistlichen Vollzüge leben aus zentralen Texten, Liedern und Gesten. Eine Verständigung über deren Kernbestand ist ein wichtiges Element evangelischer Identität. Die Bedeutung eines solchen Kanons von zentralen Texten und Vollzügen des Glaubens wird auch im Zusammenhang des kirchlichen Bildungsauftrags neu gewürdigt.“ Hier wird der Kern genannt, aber nicht als Kern behandelt, aus dem alles wächst, sondern als „Bestand“. Es sind aber nicht nur die geistlichen, sondern gerade auch die organisatorischen Vollzüge, die in ihrer ganzen historischen und globalen Vielfalt, nicht Einheit aus dem Geist des Evangeliums wachsen, aber nicht das Wesen darstellen. Vgl. CA VII: „nec necesse consentire de ceremoniis...“.

verstanden zu werden, im Gegenteil. Dies wurde oben an der Rechtfertigungslehre aufgewiesen.

Ein Experimentieren mit sprachlichen Vorstellungen gehört deshalb zum Alltag von Pfarrerin und Pfarrer, genährt aus der Gemeindeerfahrung. Zwei Proben aus der Arbeit für den „Bonner Predigtpreis“ sollen den Kreis der Illustrationen schließen:

Texte zum VI. Bonner Predigtpreis 2005

Wortsucher

Noch suchen wir
Unter den SCHLAGZEILEN
Zusammenhänge,
die nicht zügig zerfallen

noch suchen wir
unter den SCHLAGWORTEN
Texte,
die (sich) für die Geschlagenen interessieren

und unter den
SPRACHSPIELEN
solche,
die Ernst verstehen und Spaß machen
und Ernst machen und Spaß verstehen

Treffende Worte

Die Sprache,
an der Kasse im Supermarkt,
behauptet,
sie seien noch vorrätig
auf den hinteren Regalen,
dritte Reihe
ziemlich oben
- oder ganz unten ?
kein Blickfang,
sie würden selten verlangt,
etwas angestaubt,
aber in allen Sprachen,
auch Deutsch, sogar Berndeutsch

sie würden selten verlangt,
aber oft gebraucht,
mehr als Sie denken!

Viele versuchen, sich selbst welche zu machen,
wie *selbstgedreht*
aber das ist nicht ungefährlich,
man beißt sich leicht in die Zunge!
am besten auf der Zunge zergehen lassen ...
dann wirken sie ... nachhaltig (sagt man so?)

vergessen Sie
die Gebrauchsanweisung nicht,
liegt lose dabei...